Zeitschrift: Bulletin : Kommunikationswissenschaft = sciences des communications sociales

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Band: - (1987)

Heft: 1

Artikel: Medienwirkungsforschung zwischen Soziologie, Publizistikwissenschaft und Psychologie

Autor: Saxer, Ulrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-790509

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

V. Medienwirkungsforschung zwischen Soziologie, Publizistikwissenschaft und Psychologie[1]

1. Medienwirkungen als interdisziplinärer Gegenstand

Spätestens seit Erscheinen des DFG-Berichts über «Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland»[2] mit seiner recht ernüchternden Gesamtbilanz und den abweichenden Voten Elisabeth Noelle-Neumanns und Erich Strassners sollte es jedem in diesem Forschungsbereich Tätigen klar geworden sein, dass blosse Lippenbekenntnisse zur Interdisziplinarität nicht mehr ausreichen, die Komplexheit der Beziehungen, die unter dem Begriff «Medienwirkungen» zusammengefasst werden, wissenschaftlich erfolgreich und damit auch sozial relevant zu erhellen. Die These, die hier vertreten wird und die auch schon der Titel dieser Ausführungen andeutet, lautet denn auch, die international gegenwärtig dominierenden Systeme der Medienwirkungsforschung, diejenigen der Universitäten und der Rundfunkanstalten nämlich, bildeten die Komplexität der Ergebnisse von sozialstrukturellen Faktoren, technischen Kommunikationsvermittlern und psychischen Dispositionen, als die Medienwirkungen zu verstehen sind, nur ungenügend und einseitig ab. Der Medienwirkungsforschung eignet somit (noch) nicht jenes Mass an *Komplexität,* dessen sie gemäss dem law of requisite variety bedürfte, um diese kognitive Reduktionsleistung gegenstandsadäquat zu leisten.

Die *Defizite* sind bekannt und auch schon angesprochen worden: Da ist die Dominanz der Mikroperspektive auf Kosten der Makroperspektive; da ist die Konzentration auf kurzfristige Wirkungen und die Vernachlässigung der langfristigen; da ist die von H. Sturm gerügte Beschränkung auf Rezipientenvariablen, wo doch Medienvariablen gleichermassen – etwa formale Präsentationsweisen, wie sie gezeigt hat – wirkungsrelevant sind[3]; da ist die Abhängigkeit der Medienwirkungsforschung von den Irrationalismen sozialer Besorgnis, die zum Beispiel einen Überhang an Wahlforschung gezeitigt haben, aber kaum Erkenntnisse, wie M. Kaase/W. Langenbucher formuliert haben, über «die strukturelle

[1] Leicht abgeänderte Fassung eines Referates, gehalten am 30. September 1986 anlässlich des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg.

[2] DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): Medienwirkungsforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Teil I und II. Bonn 1986.

[3] Hertha Sturm: Der rezipientenorientierte Ansatz in der Medienforschung. In: Publizistik, 27. Jg. (1982), H. 1–2, S. 89–97.

Wirkung der Massenmedien auf die Demokratie»[4]; und da ist schliesslich ein vornehmlich aus methodologischen Gründen dominierendes restringiertes Wirkungskonzept, das insbesondere den lebensweltlichen Aspekt, die Medienerfahrung der Leute am Totalphänomen Medienrezeption nicht erfasst.

Totalphänomene, das heisst durch alle erdenklichen Schichten des sozialen Seins sich erstreckende, können freilich wissenschaftlich letztlich nur willkürlich delimitiert werden. Dies gilt ebenso für die Sozialisation wie eben für die Medienrezeption. Winfried Schulz hat dementsprechend die Frage aufgeworfen, ob Wirkung überhaupt ein Forschungsgebiet darstelle, wo doch Kommunikation als solche Wirkung sei[5]. Medienwirkungsforschung bildet demzufolge ein wissenschaftliches System, das mit einer manifesten *Grenzproblematik* belastet ist. Diesem wird durch Systempluralisierung, indem neben der universitären die Wirkungs- bzw. Nutzungsforschung der Anstalten und Verlage sich entwikkelt, und durch Systemdifferenzierung begegnet, erkennbar vor allem an der wachsenden Komplexität der psychologischen Ansätze. Beides genügt aber offenbar nicht, eine ausgewogene wissenschaftliche Repräsentation des Rezeptionsgeschehens zu erreichen. Als dritte Strategie muss daher auch die Systemerweiterung ins Auge gefasst und praktiziert werden. Eine freilich erst marginale und umstrittene Erweiterung erfolgt zum Beispiel unter Stichwörtern wie «Medien als Bestandteil der Alltagswelt» oder «Medienökonologie». Und eine andere wäre eben die systematische Praxis von Inter- oder Transdisziplinarität, wobei einzelne Disziplinen als Konglomerate von spezifischen Problemstellungen und -lösungen aufgefasst werden.

Für die Medienwirkungsforschung drängt sich da in erster Linie eine Verbindung von *Psychologie, Publizistikwissenschaft und Soziologie* auf, wobei der Publizistikwissenschaft als der zentral mit den Konsequenzen der Medientechnologie befassten Disziplin in diesem Zusammenhang in besonderem Mass eine integrierende Aufgabe zukommt. Ihrem Gegenstand: Medien und Medienkommunikation in ihren gesellschaftlichen Bezügen kann sie ja nur gerecht werden, wenn sie die prozessuale mit der sozialstrukturellen Perspektive verbindet. Sie bedarf mit andern Worten soziologischer wie psychologischer Ansätze und Erkenntnisse, zu denen unter anderem auch noch politologische, ethnologische und

[4] Max Kaase/Wolfgang R. Langenbucher: Medienwirkungen auf Gesellschaft und Politik. In: DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): a.a.O., Teil I, S. 14.

[5] Winfried Schulz: Ausblick am Ende des Holzweges. Eine Übersicht über die Ansätze der neuen Wirkungsforschung. In: Publizistik, 27. Jg. (1982), H. 1–2, S. 106 ff.

erziehungswissenschaftliche je nach Fragestellung kommen, immer aus dem erwähnten Verständnis von wissenschaftlichen Disziplinen als spezifischen problemlösenden Systemen heraus. Wie wenig ja zum Beispiel die Psychologie die Soziologie substituieren kann, zeigen etwa die allzu rasch sich wandelnden, da von zu wenigen Erkenntnissen über die sozialstrukturellen Gesetzmässigkeiten getragenen Theorien mancher Demoskopen. Interdisziplinarität als Forschungsstrategie kann sich auf jeden Fall keinen Reduktionismusstreit leisten.

2. Wissenskluftforschung als Beispiel

Als Beispiel für die Möglichkeiten interdisziplinärer Ansätze in der Medienwirkungsforschung mag die sogenannte *Wissenskluftforschung* dienen. Angeregt wurde sie, wie so viele bemerkenswerte wissenschaftliche Paradigmen, durch die Feststellung eines Widerspruchs zwischen Erwartung und Realität. Im Falle der Wissenskluftforschung war es die ungleiche Verteilung von Wissen im Publikum unter dem Einfluss der doch allgemein zugänglichen Massenkommunikation, von dem man gerade eine Einebnung der Wissensunterschiede in der Bevölkerung vermutet hatte. 1970 formulierte die in Minnesota arbeitende Forschungsgruppe Tichenor/Donohue/Alien die folgende schichttheoretisch inspirierte *Hypothese:* « Wenn der Informationszufluss von Massenmedien in ein Sozialsystem wächst, tendieren die Bevölkerungssegmente mit höherem sozioökonomischem Status zu einer rascheren Aneignung dieser Information als die statusniedrigeren Segmente, so dass die Wissenskluft zwischen diesen Segmenten tendenziell zu- statt abnimmt[6] ». Wie Wissen, über Themen, Personen, soziale Sachverhalte usw. gesellschaftlich verteilt wird und wie sich diese Verteilungen unter dem Einfluss von Medienkommunikation verändern, ist also die neue Problemausrichtung. Die Makroperspektive ist in ihr durch diese Soziologen zum vornherein gesichert, und medien- oder publizistikwissenschaftlich wird auch schon in dieser Urform der Hypothese des differentiellen Wissenszuwachses dieser stark mit den Printmedien und der Lesefähigkeit als besonders wichtiger Kommunikationskompetenz in Zusammenhang gebracht, psychologisch also Unterschiede in der Informationsaufnahme hnd -verarbeitung anvisiert.

[6] Zur ganzen Entwicklung der Wissenskluftforschung vgl. Ulrich Saxer (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massenmedien? Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Bd. 10. München 1985, S. 65–120.

Die an sich relativ einfache Idee des stratifikationsbedingten disparitären Informationszuflusses in verschiedene soziale Segmente ist also zum vornherein, weil einer befremdlichen Alltagsbeobachtung entsprungen und nicht primär aus einer existierenden Theorie abgeleitet, gewissermassen pluridisziplinär strukturiert und erfuhr denn auch in der Folge bald entsprechende *Differenzierungen* in makro- wie in mikrotheoretischer Hinsicht. Zum einen wurde vor allem von der Minnesotagruppe die Makroperspektive systemtheoretisch präzisiert, zum andern von einer Forschergruppe in Schweden mehr personenbezogen, also mikrotheoretisch, argumentiert. Auf der einen Seite wurden so Faktoren wie Systemgrösse, Systemheterogenität oder Systemkonflikt, aber auch die Art der Medienberichterstattung, als für den Beitrag des Mediensystems an die Wissensverteilung in der Gesellschaft erheblich erkannt, auf der andern Seite wurden über das Konzept des Kommunikations-Potentials einer Person zusätzliche Faktoren ermittelt, die wie «perzipierte Relevanz» beziehungsweise «persönliche Betroffenheit» den Wissensstand statusniedriger Personen gerade erhöhen können. Die latente Normativität des Ansatzes wurde nämlich allmählich auch überwunden, als komplementär zur ursprünglichen Defizithypothese, die bestehenden Wissensunterschiede als Benachteiligung statusniedriger Segmente bewertet, die Differenzhypothese entwickelt wurde, die unterschiedliche Wissensbestände mit unterschiedlicher Motivation, entsprechende Informationsangebote zu rezipieren, erklärt. Schliesslich weitete sich die Wissenskluftforschung schon in den 70er Jahren zu derjenigen von communication gaps überhaupt und vermag zum Beispiel nachzuweisen, dass die Television in bestimmten gesellschaftlichen Kontexten Wissensunterschiede verkleinern kann.

Auf diese Weise ist also aus einer relativ einfachen Feststellung und Hypothese eine komplexe, freilich auch disparate interdisziplinäre *Perspektive* geworden, die wegen ihres möglichen politischen Gehalts auch in der Öffentlichkeit Beachtung gefunden hat, wenn auch nur sehr bedingt sachadäquat. Von einem geschlossenen theoretischen System kann dagegen im Zusammenhang mit der Wissenskluft- beziehungsweise Kommunikationseffekte-Kluft-Forschung nicht gesprochen werden. Dafür lässt sich feststellen, dass die ursprünglich makrotheoretisch inspirierte Beobachtung differentieller Verteilung von Medieneffekten auch auf mikrotheoretischer Ebene sehr anregend gewirkt und unter anderem neben der motivationsbedingten Mediennutzung auch die Zugehörigkeit zu sozialen Organisationen, die interpersonale Kommunikation, die Medienabhängigkeit von Personen und die Printmedien- beziehungsweise TV-Nutzung als für differentielle Verteilungen von Medieneffekten relevante Faktoren ermittelt hat. Die Ergebnisse als solche sind freilich in manchem widersprüchlich; die Studien methodisch allerdings auch meist

mangelhaft. Immerhin sind nun auch viele Situationen der Verringerung von Wissensunterschieden unter Medieneinfluss erkannt worden, und als einigermassen gesichert darf auch der Befund gelten, dass Printmediennutzung, Lesen, für die Entstehung, aber auch die Verminderung von Wissensklüften besonders ausschlaggebend ist. Auf dieser Erkenntnis fusst massgeblich die unter Punkt 3 vorgestellte Studie.

3. Die Fallstudie «Lesen, Fernsehen und Lernen»[7]

Die Untersuchung, die als Stimulus eine medienpädagogische TV-Sendung zum Thema Krimi anhand der Serie «Derrick» auf 348 (Viel)leser und (Viel)seher von drei verschieden hohen Bildungsgruppen von 15jährigen ansetzte und deren Wirkung – im weitesten Sinn – mittels einer postkommunikativen Befragung erhob, steht in der Nachfolge und im Zusammenhang mit einer bereits 1976 ebenfalls an 2579 Zürcher Schülerinnen und Schülern realisierten umfassenden Studie zur Mediensozialisation von 9-, 12- und 15jährigen im Spannungsfeld von Familie, Schule und Peers. Als Grundlagenprojekt für eine schulische Medienpädagogik im Kanton Zürich konzipiert und auch in die Anlage dortiger medienpädagogischer Einheiten eingegangen, wollte schon dieses erste Projekt, angesichts der beschränkten kleinstaatlichen Forschungskapazität, grundlagentheoretisch wie sozialtechnisch verwertbar sein. Die wichtigsten damaligen Hauptresultate, nämlich die seither auch in der Bundesrepublik ermittelte überragende Bedeutung der auditiven Medien als *der* Jugendmedien und der überaus starke Zusammenhang zwischen familiärer Herkunft, Schulerfolg und Mediennutzung beziehungsweise Medienfunktionalität, wurden einesteils in der von H. Bonfadelli massgeblich betreuten Studie «Jugend und Medien»[8] der ARD/ZDF-Medienkommission und der Bertelsmann Stiftung und eben in der zweiten Zürcher Studie von 1980 weiter vertieft. Dieser *sozialtechnische* Aspekt lässt sich erfahrungsgemäss – man denke nur an die Begleitforschung anlässlich von Innovationen im Mediensystem – wirkungsvoller transdisziplinär realisieren, da so die Konfiguration von Alltagsproblemen besser abgebildet werden kann als bei ausschliesslicher Fixierung auf disziplineigene Paradigmen.

Speziell in der *Tradition einer interdisziplinär operierenden Wissenskluftforschung* steht die Untersuchung «Lesen, Fernsehen und Lernen»

[7] Heinz Bonfadelli/Ulrich Saxer: Lesen, Fernsehen und Lernen. Zürcher Beiträge zur Medienpädagogik. Zug 1986.

[8] Heinz Bonfadelli et al.: Jugend und Medien. Schriftenreihe Media Perspektiven 6. Frankfurt a.M. 1986.

darum, als sie individuelle und soziale Unterschiede in der Mediennutzung und in der Aufnahme und Verarbeitung medienvermittelter Information zu erhellen sucht. Die je unterschiedliche Rezeption der medienpädagogischen Sendung «Der Fall Derrick» als abhängige Variable wurde versucht, mit dem hypothetischen Konstrukt je spezifisch ausgebildeter Medienkompetenz zu erklären, für die stellvertretend die habitualisierte Mediennutzung, eben Viellesen vs. Vielsehen, als wahrscheinlicher Indikator für unterschiedlich akzentuierte Medienkompetenzen herangezogen wurde. Die ermittelten Unterschiede zwischen Lesern und Fernsehern sind allerdings nur korrelativer Art, da kein Before-after-Design gegeben war. Und mannigfache Validitätsprobleme legen zusätzlich eine vorsichtige Interpretation der Ergebnisse nahe.

Die *Befunde* sind trotz dieser Einschränkungen recht aufschlussreich sowohl als Beitrag an die Wissenskluftforschung wie an die Optimierung von Medienpädagogik:

– Erwartungsgemäss ist zwar die *Büchernutzung* stark vom Bildungstyp abhängig, aber nicht linear, als mit steigender Bildung sich nicht automatisch der Anteil an Viellesern erhöht, sondern sich derjenige der Nichtleser verringert. Im übrigen scheint Buchlesen fast stärker durch die Geschlechtszugehörigkeit geprägt, sind unter den Mädchen doch fast dreimal so viele Vielleserinnen wie bei den Knaben Vielleser. Unter den intervenierenden Variablen bei der differentiellen Verteilung von Medieneffekten müssten demnach inskünftig verstärkt Rollenerwartungen in den Untersuchungsanlagen berücksichtigt werden, dies umsomehr, als die Befunde zur *FS-Nutzung* hierzu komplementär sind, das heisst die Knaben und die jeweils tieferen Bildungssegmente sehen mehr fern als die Mädchen beziehungsweise die jeweils höheren Bildungsgruppen.

– Was die *Mediennutzungs-Motivations-* beziehungsweise *-Demotivationsfaktoren* anbelangt, so sind bei den Gymnasiasten kognitive und affektive Lesemotive stärker ausgeprägt als bei der untersten Bildungsgruppe, die zudem in erster Linie die Lernfunktionen des Buches erlebt und es damit, gewiss nicht zu seinem Besten, assoziativ in den Schulkontext rückt. Andererseits sind bei den letzteren, den Hauptschülern, neben den affektiven Funktionen vor allem auch Gewöhnungsmotive, habituelle Fernsehfunktionen also, für dessen Nutzung relevant. Lesebeeinträchtigend wirkt sich hingegen die generell schwache soziale Verankerung des Buchlesens aus, wird doch unter Peers kaum darüber gesprochen; ferner erwähnen diese Jugendlichen, von der Freizeitindustrie bedrängt, selbstverständlich auch schon Zeitmangel, negative Assoziationen mit der Schule und hohe Buchpreise als Lesehindernisse. Vor allem aber beeinträchtigt mangelnde Lesekompetenz die Lesemotivation in einem verhängnisvollen, sich gegenseitig bestätigenden und über die Schulzeit verstärkenden Zirkel, woran auch noch das häusliche

Vorbild, wie auch für die Fernsehnutzung, im erwarteten schichtspezifischen Sinn beiträgt.

– Aus diesen unterschiedlichen habitualisierten Mustern im Umgang mit den Print- und den AV-Medien resultieren nun unterschiedlich ausgebildete *Medienkompetenzen,* aber eben auch unterschiedlich fixierte *Funktionserwartungen.* Dies hat zum Beispiel zur Folge, dass Hauptschüler und Vielseher stärker von den unterhaltenden Elementen als den informierenden der medienpädagogischen Sendung angesprochen sind und diese zum Teil sogar als Krimi missverstehen. Allerdings kommt bei den ermittelten Unterschieden der Informationsverarbeitungskompetenz, die dazu führen, dass nur 4 % der niedrigsten Bildungsstufe gegenüber 45 % der Gymnasiasten nach Ansehen der Sendung einen hohen Gesamt-Wissensstand bezüglich des Aufgenommenen ausweisen, dem Faktor Bildung eine sehr hohe Bedeutung zu. Nach ihm sind in zweiter Linie die perzipierte Informationsfunktion für das Ausmass an Wissensvermittlung massgeblich, in dritter Linie habituelles Lesen. Dieses verbessert insbesondere das Strukturwissen bezüglich der Sendung, also die Einsicht in Beziehungen, Motive, Ursachen und Folgen, die im Gezeigten auszumachen sind, während habituelles Fernsehen mit diesem Wissenszuwachs negativ korreliert.

– Insgesamt wird die *Wissensklufthypothese* durch diese Fallstudie weder durchwegs bestätigt noch gänzlich widerlegt, hingegen ihre weitere Differenzierungsbedürftigkeit aufgezeigt. Insbesondere müsste das Verhältnis von Bildungsstatus und Lesen hinsichtlich der medialen Wissensvermittlung weiter erhellt werden, damit zum Beispiel nicht dem Fernsehen zugerechnet wird, was in Wirklichkeit eine Folge des jeweiligen Bildungshintergrundes ist. Hingegen wird einmal mehr deutlich, wie sehr Medienkompetenz Folge wie Ursache sozialer Ungleichheit ist und wie entscheidend das geschichtete Schulsystem hier interveniert. Ferner wird auch die Stärke des Nutzungs- und Motivationszusammenhangs für das Fernsehen beim untersten Bildungssegment eindrücklich belegt, ebenso wie die Bedeutung der basalen Kulturtechnik Lesen für den Aufbau strukturierter Wissensbestände und für intermediale Kompetenz, insbesondere in bezug auch auf die Fernsehrezeption. Ein unerhört starkes Zusammenwirken soziologischer und psychologischer Faktoren zeichnet sich ab.

Wieweit hier *medienpädagogische Programme* überhaupt erfolgreich einzuwirken vermögen, bleibt als dringliche Frage weiterer Forschung gestellt. Auf dieser Altersstufe sehr wahrscheinlich ohnehin nur, wenn sie auf vielen früheren medienpädagogischen Anstrengungen fusst. Medienpädagogisches Material, Fernsehfilme etwa, die die Schlüsselinformationen vorwiegend über die Tonspur transportieren, privilegieren dabei zum vornherein wieder die Rezeptionskompetenz der schulisch ohne-

hin zugänglicheren Vielleser und vergrössern so deren Wissensvorsprung noch einmal. Immerhin ist da auch an Salomons Befunde[9] zu denken, dass Fernsehpädagogik sich auch positiv auf die Lesekompetenz auswirken und mithin gegenläufig zu den Befunden der Zürcher Studie auch Wissensklüfte verringern kann.

4. Strategien der Transdisziplinarität

Wieder auf das Thema «Medienwirkungsforschung zwischen Soziologie, Publizistikwissenschaft und Psychologie» bezogen, lassen sich zusammenfassend folgende Hauptstrategien im Zusammenhang mit der Wissenskluftforschung und der beschriebenen Fallstudie nennen:

1. Die Sozialwissenschaften müssen sich, nur schon um in den Genuss ausreichender Forschungsmittel zu kommen, seit längerem immer mehr auch sozialtechnisch legitimieren, die Publizistikwissenschaft zum Beispiel durch Beiträge an die Begleitforschung von Medienpilotprojekten und eben an die Medienpädagogik. Zu diesem Zweck müssten vermehrt, im vorliegenden Fall vor allem zusammen mit der Erziehungswissenschaft, *finale Fragestellungen,* etwa nach den Bedingungen der Optimierung von Medienkompetenz, erarbeitet und durch Forschung beantwortet werden. Der sozialstrukturell wie personal bedingten Motivationsbasis ist dabei als Schlüsselstelle medienpädagogischen Eingreifens besondere wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu schenken.

2. Transdisziplinäre Zusammenarbeit ist, wie zum Beispiel die Erfahrungen mit der Medien-Begleitforschung zeigen, geeigneter, alltagsweltliche Fragen beantworten zu helfen, da diese gewöhnlich sehr komplex sind und dementsprechend meist jenseits des einzelwissenschaftlichen *Reduktionsvermögens von Komplexität* liegen. Dabei werden diese Fragen am besten in institutioneller Kooperation mit denjenigen, die sie betreffen, in Erfahrung gebracht und in wissenschaftsfähige Probleme umformuliert.

3. Auch die innerwissenschaftliche Erhellung komplexer Zusammenhänge interdependenter Systeme, wie im Falle der Wissenskluftforschung von Sozial-, Personal- und Mediensystemen, erfordert die *integrierende Berücksichtigung von Variablen,* die gewöhnlich von verschiedenen Disziplinen in erster Linie für ihre eigenen Fragestellungen erhoben werden, hier eben sozialstrukturelle, psychologische und mediale Daten.

[9] Gavriel Salomon: Psychologie und Medienpädagogik. Referat am Wissenschaftlichen Symposium «Medienpädagogik im Informationszeitalter» an der Freien Universität Berlin, 27. Juni 1986.

4. Erfolgreiche interdisziplinäre Zusammenarbeit setzt schliesslich ausser methodologischen Übereinkünften und der Entwicklung von Kriterien zur Bestimmung der Kompatibilität von verschieden-disziplinären Ansätzen ein Minimum an *gemeinsamen Basiskonzepten* voraus. Als solche können, wie im beschriebenen Fall zum Beispiel «System» und «Funktion» dienen, bilden sie doch Brennpunkte transdisziplinär eingenommener Perspektiven. Funktionalistische Konzeptionen haben zudem den Vorzug, grundsätzlich gegenüber Fragen der Praxis an die Wissenschaft offen zu sein.

Diese *vier Strategien von Transdisziplinarität* sind natürlich noch höchst unterschiedlich und insgesamt überhaupt erst schwach realisiert. Umso mehr sollte in dieser Richtung getan werden.

Ulrich Saxer